

Das Motto der 20. FASD-Fachtagung lautete „FASD – mittendrin statt außen vor!“

Menschen mit FASD haben es oft schwer, einen/ihren Platz in der Gesellschaft zu finden. Sie werden und fühlen sich ausgeschlossen, können nicht teilhaben am Alltag, am Sport, an den Möglichkeiten zur Ausbildung, am Arbeitsleben und gesellschaftlichen Leben, weil sie anders sind. Sie sehen manchmal anders aus, sie benehmen sich anders, fühlen anders und verstehen Zusammenhänge häufig nicht. Wie kann erreicht werden, dass Menschen mit FASD mittendrin sind?

Auf dieser Fachtagung informierten namhafte Vertreter ihres Berufsstandes über:

- Diagnostik bei FASD
- Wege zur Inanspruchnahme gesetzlicher Leistungen
- Wissensstand über FASD bei Fachpersonen und Eltern
- FASD und Selbstbestimmung
- Bundesteilhabegesetz
- Förderung exekutiver Funktionen
- Personalized Medicine

und vieles mehr.

Die Tagungsbeiträge verknüpfen theoretische Erkenntnisse aus Medizin und Forschung mit Beispielen und Erfahrungen aus dem Leben *von* und *mit* FASD-Betroffenen und setzen Impulse, um die Zukunft gemäß dem Motto der Fachtagung zu gestalten.

20. FASD-Fachtagung | FASD – mittendrin statt außen vor!

Katrin Lepke | Gisela Michalowski
FASD Deutschland e. V. (Hrsg.)



FASD – mittendrin statt außen vor!

20. FASD-Fachtagung in Berlin

28.–29.09.2018

JanV.Wirth

Mehrperspektivisch handeln: zum dialogischen Umgang mit Kindern mit besonderen Bedürfnissen und Fähigkeiten

Zusammenfassung

Der folgende Beitrag richtet sich an Eltern, Familien und Fachkräfte, die fachlich oder persönlich interessiert sind an einem passenderen Umgang mit Kindern, Jugendlichen oder Erwachsenen mit der Diagnosestellung „Fetal Alcohol Spectrum Disorder“ (abgekürzt „FASD“). Der Beitrag vollzieht eine mehrperspektivische und dialogische Bewegung durch bestimmte Grundannahmen und Kategorien des Denkens und Handelns. Das zentrale Medium und Merkmal des menschlichen Zusammenlebens ist die Verfügbarkeit von Sinn. Der Beitrag plädiert für einen sinnvolleren, den und dem Einzelnen gerechter werdenden Umgang mit unterschiedlichen Bedürfnissen, Bedarfen und Lebensführungen.

Laotse hat uns Folgendes mit auf den Weg gegeben: „Sage es mir, und ich werde es vergessen. Zeige es mir, und ich werde mich daran erinnern. Beteilige mich, und ich werde es verstehen.“ Wir können über Kommunikation und Dialog sprechen und wir können sie exemplarisch darstellen. Im Folgenden werden didaktisch ausgewählte Ausschnitte aus Dialogen angeführt. Diese Ausschnitte sind Artefakte. Es hat sie so nie gegeben. Und doch lassen sich die mit ihnen verknüpften Vorurteile und Vermutungen beobachten und (re)konstruieren. Diese im Dialog hergestellten Verknüpfungen stehen, so die Grundannahme dieses Tagungsbeitrages, für einen typischen Umgang mit Anderssein und Realität. Dieser Umgang wird uns zu einer Gewohnheit, die jedoch in einer sich verändernden Umwelt mit jeder Wiederholung an Passung verliert (Sinn verstanden als die passende Unterscheidung von Wirklichkeit und Möglichkeit).

Zum Schluss werden Entwicklungsaufgaben für Kinder in der mittleren Kindheit benannt, zentrale Handlungsregeln und das mehrperspektivische Arbeiten in seinen kognitiven Ablaufphasen skizziert.

Wirklichkeit

„Es ist, wie es ist. - Und wie ist es? - Es ist so, wie die Weisen es sagen.“

Wir haben die Wirklichkeit anzuerkennen. Wir müssen in ihr handeln, überleben, unsere vielfältigen Bedürfnisse befriedigen und Ressourcen für das tägliche Leben beschaffen. Doch was und wie ist die Wirklichkeit beschaffen? Vielleicht stoßen wir immer dann auf diese Frage, wenn Probleme, Krisen und Übergänge zu gestalten sind. Wir erkennen, was wirklich und was möglich ist, indem wir handeln. Die Weisen, die Gelehrten, die Wissenschaft mit ihrer systematischen und empirisch informierten Vorgehensweise macht uns darauf aufmerksam, dass wir unablässig die Wirklichkeit durch unser eigenes alltägliches Handeln produzieren. Wir haben keinen Zugriff auf eine Wirklichkeit, wie sie wirklich ist, weil die „Wirklichkeit“ oder das, was wir dafür halten, permanent durch unsere Weisen des Beobachtens hervorgebracht wird (Wahrnehmen, Sprechen, Fühlen und Denken). Gerade unsere Kinder machen uns immer wieder darauf aufmerksam, wie erstaunlich und teilweise fremd unsere Welt noch beobachtet werden kann.

„Die sagen, ich sei behindert. - Ja und Nein! - Verstehe ich nicht. - Ich ja, nur erklären kann ich es nicht.“

Mithilfe der Wissenschaften lassen sich in der Wirklichkeit zwei Ordnungsebenen unterscheiden. Die eine Form der Wirklichkeit ist ihre gegenständliche bzw. physikalische Form. Auf ihre Beherrschung und Kontrolle hin reagiert die Gesellschaft mit der Entwicklung von Naturwissenschaften. Unterschiedliche biologische Ausstattungen und vorgeburtliche Entwicklungsverläufe ließen sich in dieser Lesart „eindeutig“ erkennen. Die auf dieser Eindeutigkeit fußende Diagnose „Behinderung“ ist wichtig, denn sie stellt die Eintrittskarte in die gesellschaftlichen Hilfesysteme dar.

Auch vor 500 Jahren haben Frauen in der frühen Schwangerschaft getrunken und - in den allermeisten Fällen vermutlich, ohne es zu wissen oder zu wollen - den sich gerade entwickelnden Organismus ihres Kindes geschädigt. Vor 500 Jahren gab es das wissenschaftliche Beobachtungsschema „FASD“ aber noch gar nicht und das Verbreitungsmedium Buch und entsprechende Druckmöglichkeiten steckten noch in den Kinderschuhen. Das Wissen wurde zumeist mündlich weitergegeben. Die Gesellschaft musste sich auf andere Weise helfen, etwa so: ^

„Allgemein, auch in modernen Industriegesellschaften, ist die Überzeugung verbreitet, dass Schreckenserlebnisse während der Schwangerschaft zu Missgeburten oder partiellen Entstellungen führen können, die dem Erlebten unmittelbar entsprechen.“ (Müller, 1996: 36)

Die Gesellschaft hatte vor allem andere Probleme als heute. Eine Schulpflicht gab es nicht und die Kinder haben - soweit körperlich fähig - auf dem Hof, in der Werkstatt oder dem Feld mitgeholfen. Aber schon damals wurde auf Abweichungen von der Normalität und vom Gewohnten mit Befremdung und Ausgrenzung reagiert.

Damit rückt eine weitere Ordnung von Wirklichkeit in den Blick: die soziale Wirklichkeit. Eine Person mit besonderen Bedürfnissen (Fähigkeiten!) „ist“ demnach behindert (physikalische Wirklichkeit) oder/und sie „wird“ behindert (soziale Wirklichkeit). Diesen nur zuerst paradox wirkenden Unterschied einzuebnen hieß, die durch die Unterscheidung erst entstehenden Handlungsmöglichkeiten mit einzuebnen.

„Der Tag mit Dir strengt mich an. - Kann ich mal für Dich sorgen? - Wie soll das aussehen? - Wie sieht es denn so aus, wenn Du für Dich sorgst?“

Das Leben in der Gemeinschaft, in der Familie, in der unterschiedliche Persönlichkeiten, Perspektiven und Bedürfnisse aufeinandertreffen, kann anstrengend sein. Insbesondere trifft das für Personen zu, die die Verantwortung übernommen haben, für das Wohlbefinden und die gedeihliche Entwicklung eines Menschen Sorge zu tragen. Diese Personen, wollen sie nicht zu „kraft- oder hilflosen Helfer/innen“ werden, tragen jedoch auch für sich selbst Verantwortung. Die von ihnen zu gestaltende positive und wertschätzende Beziehung ist jedoch das einzige „Transportband“ (Medium) für Erziehung, Förderung, Bildung, Liebe und Anregung Anderer.

Die Selbstsorge und die Selbstfürsorge müssen manchmal erst eingeübt und immer sozial unterstützt werden. Erschöpfung heißt mein Stichwort, das wissenschaftlich zu wenig Beachtung findet. Für die Helfer/innen gilt es darauf zu achten und zuzulassen, dass auch sie, die „kluge Eule“ oder der „starke Löwe“, mal Pausen brauchen, sei es aus Gründen der biologischen Erschöpfung (körperliche Erschöpfung), der psychischen Erschöpfung (Reizüberflutung) oder der sozialen Erschöpfung (keine Rückzugsmöglichkeit aus Kommunikation als stetes Dabei-Sein statt auch mal Für-sich-sein-Können).

Sie tuscheln über uns. - Lass sie nur, ihnen ist langweilig. - Oh, sich gemeinsam langweilen, das ist wirklich schlimm.

Anhand der besonderen Kommunikationsform des Tuschelns kann gezeigt werden, auf welche subtile Weise Kommunikation Personen thematisch einschließt und zugleich strukturell ausschließt, sodass Kränkungen sehr wahrscheinlich werden.

Durch Tuscheln können sich flüchtige interaktive Sozialsysteme bilden. Das Tuscheln übereinander kann mehrere Funktionen haben. Es dient - im System - bestenfalls dem Austausch und der Vergewisserung über noch unbekanntes Phäno-

mene in der sich bietenden sozialen Wirklichkeit. Dann bedeutet das Tuscheln die besondere Zuwendung zu einer Person.

Anders verhält es sich, wenn das Tuscheln darauf angelegt zu sein scheint, dass eine Person nicht zuhören darf, weil es gerade diese Person und ihr Anderssein zum Thema macht. Dieses Tuscheln kann von Leuten - in der Umwelt des Systems - erlebt werden als Ausgrenzung und Kränkung, gerade wenn positive, aber noch im Aufbau befindliche Selbstbeschreibungen noch instabil oder wenig robust sind.

Sie lachen über mich. - Du hast nichts falsch gemacht! - Wenn sie nicht aufhören, dann...!

Das Auslachen von Personen im Beisein derselben kann sicherlich als eine der stark verletzenden kommunikativen Kränkungen angesehen werden. Solche Kommunikationen greifen direkt die jeweilige Würde des Menschen an. Würde kann nämlich in der Interaktion betrachtet werden als die Möglichkeit einer positiven Selbstdarstellung. Wird diese Möglichkeit ausgeschlossen, hier in diesem Fall durch das Auslachen und der Beschämung einer bestimmten Person, ist damit zugleich ein Grundrecht, nämlich die Würde des Menschen verletzt.

Solche Verletzungen können auf sehr verschiedene Weise beantwortet werden. Sicherlich ist in der Unmittelbarkeit der Interaktion das alttestamentarische Prinzip „Wie du mir, so ich dir!“ (Lukas 6,31) recht naheliegend. Verletzungen des sozialen Ansehens können deswegen mit physischen Verletzungen verrechnet werden, weil „der Mensch“ eine biopsychosoziale Konstellation von unterschiedlichen Systemen ist.

Gegengewalt ist jedoch nicht als pädagogische Lösung zugelassen, vermutlich zu Recht, insofern pädagogische Kommunikation immer auch darauf abzielt, Alternativen aufzuzeigen. Eine solche Alternative könnte sein, der vermeintlichen Aktion (der Entwertung) absichtsvoll keine Reaktion (der Entwertung) folgen zu lassen.

So ließe sich der sogenannte „Teufelskreis“ vielleicht vermeiden, der nichts anderes ist als ein Zirkel sich aufeinander beziehender, negativ verstärkender Handlungen und entsprechend sich wechselseitig entwertender und verlustreicher Anschluss-Kommunikationen.

Ich bin traurig. - Kann das warten? Wir müssen los! - Ich will aber jftzt nicht mehr los.

Wenn Gefühle warten könnten, wären es keine Gefühle, sondern mehr und mehr vom Selbst kontrollierte, eingeschränkte oder ganz unterdrückte Reaktionen. Diese menschlichen Regungen können in der Planung und Durchführung des Tages durchaus als Störung erlebt werden. Die heutige Gesellschaft sieht sich scheinbar zwingend darauf angewiesen, dass Zeiten, Termine und Fristen eingehalten werden.

Der heutige Mensch und seine Familie stehen wie nie zuvor in der Evolution vor der Herausforderung, selbstständig eine Tages- und Lebensplanung in eigener Sache aufzubauen. Dass diese Planung andere Voraussetzungen hat von Familie zu Familie, versteht sich theoretisch von selbst. Doch die Schlussfolgerung daraus ist praktisch schwer umsetzbar. Familien mit besonderen Notwendigkeiten und Befähigungen haben ihre eigene Zeitplanung zu entwickeln. Der Vergleich mit anderen Familien in anderen Lebenslagen und Lebenssituationen ist keineswegs immer hilfreich.

Der Mensch und seine Familie führen ihr Leben zwar allein, doch sie können es nicht allein. Sie sind angewiesen auf die sozialen bzw. gesellschaftlichen Unterstützungsstrukturen. Der Zugang zu diesen Strukturen, nicht die Strukturen, oder anders gesagt der Zugang zu den Organisationen, nicht die Organisationen selbst, sind Brücke und Transportband von Leistungen, Ansprüchen und Möglichkeiten zwischen Individuum und Gesellschaft. Hier sind die Organisationen zu Inklusion aufgerufen. Denn Inklusion bedeutet nicht, dass sich Menschen und Familien an die Organisation anpassen. Inklusion bedeutet, dass sich Organisationen an die Menschen in ihren Familien und deren Lebenspläne anzupassen haben.

Sie bestimmen über mich. - Sie wollen uns helfen. - Müsste ich nicht erst danach gefragt haben?

Hilfe, die nicht erwartet und beauftragt wird, ist keine Hilfe, sondern Bevormundung, Einschränkung und Fremdbestimmung. Der nicht gewollte Rat ist ein Ratsschlag im doppelten Sinne des Wortes. Hilfe hat zu starten mit der Beauftragung des einen durch den anderen. Diese Beauftragung ist gedeckt durch Ansprüche auf Menschenrechte, internationale Kinderrechte und Rechte für Menschen mit sogenannten Behinderungen, durch das Grundgesetz und die Sozialgesetzgebung. Hier geht es um sozialen Wandel, Hilfe bei Problemen der Lebensführung, um Selbstbestimmung und Gemeinschaftsfähigkeit und die Befähigung dazu. Hilfe kann dazu führen, die zum Teil stets vorhandenen oder aktualisierbaren Selbsthilfemöglichkeiten einzuschränken oder sogar dauerhaft zu unterminieren. Hilfe und Unterstützung haben insofern ihr bestes Ziel darin, die adressierte Person zu befähigen, beim erneuten Auftreten des Problems die eigenen Kapazitäten zur Problemlösung nutzen zu können.

Wir müssen kämpfen. - Du machst das doch gut. Kämpfe einfach weiter. - Ich kann nur leider nicht gleichzeitig kämpfen und denken.

Menschen mit der Diagnosestellung „FASD“ sind nicht behindert, sie werden behindert. Der Kampf gegen gesellschaftliche Barrieren, Vorurteile und Fremdbestimmung kann sehr viel Kraft kosten.

Es kommt jedoch nicht nur auf die Kraft an, sondern auch darauf, sie zu lenken. Wir könnten vom Kopf, dem Herz und der Hand sprechen, die gebraucht werden.

- " Der Kopf ist die kognitive Komponente.
- Das Herz ist die emotionale Komponente.
- Die Hand ist die aktionale Komponente.

Im dialogischen Umgang haben alle drei Komponenten ihre jeweilige Funktion. In kognitiver Hinsicht sind wir auf Kommunikation, Theorien und Modelle angewiesen, die uns Situationen beschreiben, erklären können und bewerten lassen. In emotionaler Hinsicht geht es um die Fähigkeit zur Empathie als Fähigkeit, sich gleichermaßen betroffen zu fühlen, ohne betroffen zu sein. In aktionaler Hinsicht sind wir aufgerufen zu handeln und mithilfe der kognitiven und emotionalen Komponente unser zuweilen kämpferisches Handeln zu reflektieren. Handeln und Reflektieren in einem Akt ist nur theoretisch einfach. Kämpfen und Reflektieren ergeben erst in ihrer fruchtbaren Verbindung einen Mehrwert für das Erreichen gemeinsam wertgeschätzter Ziele. Daher ist diese Kopplung sozial bzw. gesellschaftlich mehr zu unterstützen.

Sie lassen mich nicht mitmachen. - Spielst Du eben alleine. - Sie werden schon sehen, was sie davon haben.

Soziale Teilhabe, informelles Lernen und soziale Kompetenz sind keine Konzepte, die von einer Seite allein erreicht werden können. Ein dialogischer Umgang basiert auf Respekt voreinander und füreinander. Respekt ist nicht nur eine Worthülse aus dem Bereich der Symbolpolitik.

Respekt wird oft nur mit Achtung und Anerkennung gleichgesetzt. Näher an der sozialen Wirklichkeit ist das Wissen um die wechselseitige Angewiesenheit auf den zweiten Blick, um einander mit Achtung zu begegnen. Der erste Blick basiert auf der Wahrnehmung und Beobachtung von Phänomenen, so wie sie uns erscheinen. Der zweite Blick nimmt die Art und Weise der Beobachtung selbst in den Fokus und durchdringt sie.

Respekt entsteht demnach in der differenzierten Wahrnehmung der Anderen und in der Hinterfragung dieser Wahrnehmung. Nun lässt sich entdecken, dass viele Phänomene von uns voreilig und/oder einseitig gedeutet werden. Der respektlose Umgang miteinander könnte also insofern ein geringschätziger Umgang sein, dass die eben gemachten Beobachtungen noch nicht die Bereitschaften und Fähigkeiten des Anderen bzw. der Anderen einblenden können. Der Verlust dieser Differenzierungsfähigkeiten ist ein gemeinsamer Verlust, denn wir verlieren koexistenziell notwendige Ressourcen.

Mit den dauernden Vorwürfen wird es auch nicht besser. - Verletzung markiert nicht das Ende, sondern den Anfang des Lebens. - Sie selbst leidet sicher am meisten darunter, dass Du FASD hast.

Die innere und äußere Auseinandersetzung von Eltern und Kind persönlich mit den Folgen der Diagnosestellung „FASD“, um damit in ihrem Leben zurechtzukommen, ist von entscheidender Bedeutung. Vorwürfe, Anschuldigungen, Bagatellisieren und Ironie gehören zu den meist verbreiteten Stolpersteinen der Kommunikation. Um die Gegenwart zu verstehen, haben wir die Geschichte zu kennen, so heißt es oft.

In diesem Fall verhält es sich zugleich auch andersherum. Um die Gegenwart zu verstehen, haben wir die Geschichte dort zu lassen, wo sie hingehört, nämlich in der Vergangenheit. Dass die Vergangenheit in die Gegenwart hineinragt, lässt sich kaum bezweifeln. Bezweifeln lässt sich jedoch die Art und Weise, wie die Vergangenheit und die Geschichte in der Gegenwart behandelt werden.

Ist es eine Vergangenheit, die nur gezeichnet ist von Verlusten, Traurigkeit und Krisen, oder ist es möglich, die positiven Momente und Entwicklungsverläufe zu würdigen und als Ressourcen für die Gegenwart zu nutzen?

Viele FASD-Patienten sind gefangen in einem Zirkel aus Ohnmacht, Hilflosigkeit, Diskriminierung und Isolation. - Wie erklären Sie sich das als Sozialwissenschaftler? - Es sind die Stereotype und Vorurteile. Sie sind wie Krebsgeschwüre der Gesellschaft, die wir rausschneiden müssen.

Wir haben zu unterscheiden zwischen verschiedenen biologischen Ausstattungen von Individuen und den sozial konstruierten Zuschreibungen von Personenmerkmalen. Menschen mit der Diagnosestellung FASD sind zusätzlich oft von mangelnden Teilnahmemöglichkeiten betroffen.

In der Gesellschaft gilt: Wer hat, dem wird gegeben. Wer über Geld verfügt, dem wird leichter Kredit gegeben. Diese Spirale der Selbstverstärkung gilt auch in der Gegenrichtung. Wer weniger hat, dem wird weniger Vertrauen geschenkt ... Die Geschichte des Hauptmanns von Köpenick illustriert das vorzüglich. Ohne Gesundheit keine Arbeit, ohne Arbeit keine Wohnung, ohne Wohnung keine Familie, ohne Familie keine fürsorgliche Liebe.

Und bei Personen, denen es erst durch die Zuschreibungen der Gesellschaft (Stempel: „Behindert“) eindeutig an Gesundheit, Lernfähigkeit, Bildung und einer weitgehenden Autonomie der Lebensführung mangelt, kumulieren diese Zuschreibungen zu einem Problemzirkel, der ohne soziale Unterstützung nicht mehr zu bewältigen ist bzw. gar nicht mehr verlassen werden kann.

Zuschreibungen sind soziale Konstruktionen, etablierte Vorannahmen und eingeübte Vorurteile. Sie nutzen selbst kleinste Unterschiede und Differenzen, um sich selbst und die damit verbundenen Erwartungen aufs Neue zu bestätigen und so Komplexität zu reduzieren. Es gleicht der Arbeit des Sisyphos, täglich aufs Neue für die Gesellschaft die durch Vor-Urteile verloren gegangene Komplexität wiederzugewinnen. Es gilt hier, die unsichtbaren, weil „normal“ gewordenen Stereotypen zu identifizieren und zu dekonstruieren. Genauer gesagt: Die ihnen zugrunde liegenden Unterscheidungen wie etwa „gesund/behindert“ sind in ihrer Brauchbarkeit und Angemessenheit zu hinterfragen und auf wertschätzende und konstruktive Weise neu zu entfalten.

Möglichkeit

Ich werde nie gut genug sein. - Gut für was und für wen? - Um wie alle zu leben. - Für uns bist Du gut genug, denn genau wie Du bist, bist Du unser Kind.

Für Kinder ist es ein lebensnotwendiges Grundbedürfnis, sich des Schutzes und der Liebe der Eltern zu versichern. Die Erwartungen der Eltern, der stellvertretend wirkenden Erzieherinnen und der pädagogischen Fachkräfte an das Kind sind hier von besonderer Bedeutung.

Welche sozialen Erwartungen gibt es, die individuelle Entwicklung, persönliches Wachstum und den Aufbau eines positiven Selbstwertgefühls erschweren oder sogar blockieren? Inwieweit kann der Schulunterricht die unterschiedlichen Entwicklungspunkte berücksichtigen? Wie können die verschiedenen Fähigkeiten der Schüler intensiviert, verbreitert oder mit anderen Teilfähigkeiten verknüpft werden? Welche Folgen oder Barrieren gibt es für die jeweilige Person im Zugang zu den Leistungen und Ressourcen der sozialen Teilsysteme der Gesellschaft?

Im Schonraum der Familie, in dem Gefühl der Zugehörigkeit und der Gewissheit der Liebe der Eltern können enttäuschte Erwartungen, Niederlagen und Erfahrungen der Ausgrenzung oder Diskriminierung bestenfalls aufgefangen und sogar in positive Energie umgewandelt werden.

Jedes Kind, jede Person „ist“ ein wenig anders und „hat“ zugleich mit anderen etwas gemeinsam. Beides ist wichtig und daher in Balance zu bringen. Und es wirkt eigenartig und surreal, die Einzigartigkeit und Individualität von Menschen zum Programm zu erheben, zeigt sie sich doch beinahe in jeder emphatisch und authentisch, also menschlich ablaufenden Kommunikation, natürlich nicht aber im Handeln in den Rollenkonserven und -mechaniken überangepasster Inklusionsformen.

Mein Kind wird behindert. - Von wem? Wen oder was meinen Sie genau damit? - Wenn Kinder ausgegrenzt werden und dadurch nicht die gleichen Chancen bekommen, nenne ich das Behinderung.

Von einer gesellschaftlichen Behinderung von Personen lässt sich immer dann sprechen, wenn sie ihre Rechte und Ansprüche auf gesellschaftliche Teilnahme und Teilhabe *nicht verwirklichen* können.

In dieser leider alltäglichen Behinderung von Personen spielen die Zugänge zu Organisationen eine besondere Rolle. Die Organisationen der Gesellschaft verwalten und kontrollieren viele wichtige Ressourcen der Lebensführung. Wir könnten jede Organisation als eine Instanz von Inklusion und Exklusion beschreiben.

Jedoch heben sich hier die staatlichen Träger der Wohlfahrtsgesellschaft ab. Das Jugendamt ist beispielsweise in *besonderer Weise* verpflichtet, als sogenannte Inklusionsinstanz Zustände von Ausgrenzung (Exklusion) in Prozesse von Inklusion zu transformieren. Das Jugendamt bildet hier eine gesellschaftliche Rahmenbedingung, die für die Verwirklichung der Rechte und Chancen auf Teilnahme maßgeblich ist. Wenn im Jugendamt schlecht erreichbare, zu wenig weitergebildete und demotivierte Fachkräfte sich mit den Lebenslagen und Situationen sowie Rechten und Ansprüchen von Menschen mit der sogenannten Diagnosestellung FASD zu wenig auskennen, nicht die entsprechenden Weichen und Brücken in entsprechende Hilfen für eine den Normalitätsstandards entsprechende Lebensführung bauen und die soziale Netzwerkarbeit auch sozialraumübergreifend vernachlässigen, wandelt sich der Charakter des Jugendamtes allmählich in eine Instanz der fahrlässig herbeigeführten Ausgrenzung bzw. Exklusion. Fahrlässigkeit aber ist rechtlich relevant, wie die Menschen, die während des Bezugs von ALG-1 umziehen und vergessen haben, dies zu melden, in ihren als gänzlich unangemessen erlebten Leistungskürzungen heraus erfahren haben.

Ich leide nicht an meiner Behinderung. - Du leidest an den Anderen. - Ja! Nein! Genaueres sagt leide ich an ihren Beziehungen zu mir.

Menschen leiden nicht an Dingen, sondern an den Beziehungen zu den Dingen. Von einem Smartphone beispielsweise geht ja kein Leiden aus, auch wenn wir es etwa als „unglückseliges Gerät“ so adressieren könnten. Es ist die Weise des Umgangs mit den Dingen, die uns leiden lassen, uns verstören und beunruhigen.

Unser erster Blick in der Kommunikation richtet sich auf Personen und ihre individuellen Verhaltensweisen. Der zweite Blick kann das Ganze erfassen und die Beziehungen, die zwischen den Elementen des Ganzen sich entfalten. Wir leiden nicht an Personen. Wir leiden an der Kommunikation, die von uns selbst und ihnen unterhalten wird, von der wir fahrlässig oder absichtlich ausgeschlossen wer-

den oder uns selbst ausschließen, von der wir hören, zu der wir eingeladen und ermutigt werden und in der wir bestenfalls mitentscheiden dürfen.

Kommunikation ist ein Tanz zu zweit. Ihre Ambivalenz entfaltet sich genau daran, dass wir uns zugleich als Betroffene sowie auch als Beteiligte der Kommunikation beschreiben können. Wir leiden demnach an der eigenen Kommunikation, die wir mitunterhalten.

Du gehörst nicht hierher. - Hör auf damit! - Das tust Du nicht! - Das kannst Du nicht! - Verpiss Dich, du Mongo!

Es gilt, verschiedene Formen der Ausgrenzung und Diskriminierung zu unterscheiden, um auf sie in angemessener Weise reagieren zu können. Nicht leicht beobachtbar ist die fahrlässige Nichtberücksichtigung von Personen und ihren Themen. Im Einzelfall lässt sich schwer zeigen, inwieweit Instanzen von Inklusion (staatliche Träger von Bildung, Erziehung und sozialer Unterstützung gemäß der Sozialgesetzgebung auf nationaler bzw. internationaler Ebene) es versäumt haben, sich auf neue Probleme der Lebensführung und Lebensverhältnisse fachlich und persönlich einzurichten.

Beispielsweise ist der Diskurs zu Menschen mit der Diagnosestellung FASD historisch relativ jung und, wenn wir so sagen dürfen, nur ein Problem unter vielen in der Lebensführung der Gesellschaft.

Wir können allerdings erwarten, dass Jugendämter, Schulen und Kindertagesbetreuungsstätten in besonderer Weise die immer knappe Ressource der Aufmerksamkeit darauf richten, inwieweit etwa in der gruppenbezogenen Kommunikation Vorurteile und Kategorien wie die von Behinderung/Nichtbehinderung die beidseitig wertgeschätzte Inklusion verhindern, und daraufhin Maßnahmen ergreifen, die einerseits intervenieren und/oder andererseits präventiv wirken. Wir können es so zuspitzen: Wer, wenn nicht sie?

Jeder Mensch ist ein Einzelfall, denn er ist einzigartig. - Genau deswegen haben wir Dich so lieb.

Die Lebensführung wird von verschiedenen Konfliktlinien durchzogen. In einem abstrakten Sinne geht es stets um das Verhältnis von Selbstbestimmung und Fremdbestimmung.

Der Aufbau von Fähigkeiten und Fertigkeiten zur selbstbestimmten Lebensführung ist abhängig von der Teilnahme an Kommunikationen in fremdbestimmten Kontexten wie etwa der Kita, Schulen, Unternehmen, Vereinen und sonstigen Formen von Organisationen. Organisationen inkludieren Personen nach eigenfunktionalen Kriterien.

Sie inkludieren ihr Personal oder ihr Publikum nicht zum Zwecke der Befriedigung derer Bedürfnisse und auch nicht - wie die Familie - als „ganzen Menschen“. Diese exklusive Funktion und Form der Voll-Inklusion durch die Kommunikation von intimer Liebe bleibt der Familie vorbehalten. Insofern bleibt die Familie bis auf Weiteres wichtig für Sozialisation, Entwicklung und Bildung, ja für das Überleben schlechthin.

Organisationen übernehmen andere bestimmte Funktionen, etwa in der Bildung und Erhaltung von Gesellschaft. Ihre Selbstreproduktion bleibt davon abhängig, inwiefern sie diese sozialen bzw. gesellschaftlichen Funktionen ausüben und ihren Einfluss vermehren können. Organisationen entwickeln bestimmte Routinen, Vorschriften, Regelungen und Mechanismen, wie diese Funktionen erfüllt werden können und wie mit Abweichungen umgegangen werden soll.

Ihr wichtigstes Werkzeug ist die Generalisierung, d. h. das Absehen von für das Erfüllen der Funktion irrelevanten Merkmalen und Kennzeichen. Die Berücksichtigung der Einzigartigkeit des Menschen in seiner biopsychosozialen Gesamtheit würde die Operationen der Organisation verlangsamen bzw. blockieren. Die zentrale Konfliktlinie der heutigen Lebensführung etabliert sich an den unterschiedlichen Erwartungen und Perspektiven von Organisationen und Individuen.

Während bei Karl Marx zwei Klassen sich gegenüberstehen, stehen sich in der funktional differenzierten Gesellschaft einerseits Organisationen in ihren teilsystemspezifischen Logiken und andererseits Menschen mit ihren je individuellen Erwartungen auf bestimmte Formen der Inklusion gegenüber.

Wenn jedoch der einzelne Mensch in seiner Gesamtheit von der Organisation nicht berücksichtigt werden kann, dann wächst der Familie eine umso wichtiger werdende Funktion zu. Die Familie, ob als Paar, Lebenspartnerschaft und Mehrsystem-Familie, dient als letzter sozialer Schonraum, psychosozial lebensnotwendige Druckausgleichskammer und schützenswerte Zone der Regeneration und Erholung.

Gib zu, dass Du meine vielen Fähigkeiten nicht kennst. - Mache ich aber nicht! - Nenn mir einfach welche, dann vertraue ich Dir vielleicht.

Im Alltag wird gehandelt. Die alltäglichen Handlungsmuster werden erst zum Gegenstand des Interesses, wenn die Probleme nicht mehr lösbar sind. In dieser Reflexion werden Situationen mit den Akteuren und ihren Fähigkeiten verknüpft. Es käme also darauf an, Formen, Räume und Zeiten des Nachdenkens über vergangene Situationen und darin aufscheinende Fähigkeiten zu schaffen.

Ein solcher Appell steht freilich im schroffen Widerspruch zu den zeitlichen Imperativen der alltäglichen Lebensführung. Ohne diese Möglichkeiten des Nachdenkens und Reflektierens kommt es im schlechteren Fall nicht zu einer Veränderung der Beobachtung- und Handlungsmuster, die zur Entstehung des Problems mit

beitragen. Die Frage ist also nicht „behindert“ oder „nicht-behindert“, „lernfähig“ oder „nicht lernfähig“ (im Übrigen eine skandalöse Unterscheidung eines immerhin der Bildung verpflichteten Systems), sondern ob es Räume, Zeiten und Formen für ein gemeinsames Nachdenken und Weiterdenken gibt oder nicht.

Dass dies ein komplexer Vorgang ist, soll nicht bestritten werden. Allerdings sind sinnverwendende Lebewesen in der Lage, zwischen einer Situation und einer anders möglichen Situation zu unterscheiden und daraus bestimmte Schlüsse zu ziehen. Erst über die Reflexion lassen sich Fähigkeiten identifizieren und gegebenenfalls im Sinne eines Potenzials konstruieren, das in bestimmten förderlichen Kontexten sich entfaltet.

Menschen „haben“ in der Welt des Sozialen keine Diagnosen, Eigenschaften und auch keine „festsitzenden“ Fähigkeiten. Vielmehr entstehen diese Eigenschaften und Fähigkeiten im Moment ihrer Beobachtung. Beobachtung bedeutet hier: Unterschiede als Veränderungen wahrnehmen, Veränderungen auf wertschätzende Weise bezeichnen und kommunizieren.

Dadurch wird ein förderlicher Kontext geschaffen, der aus sich heraus neue bis dato unbekannt Qualitäten entfaltet. Unsere Fähigkeiten sind also nichts anderes als das Ergebnis einer gemeinsam hervorgebrachten Konstellation, die sich explizit oder implizit der gemeinsamen Entwicklung widmet.

Ich bekomme keinen Behinderten-Ausweis. - Denen werde ich was erzählen! - Das kannst Du machen, aber auch lassen. Das Jugendamt ist einfach nicht zuständig. Basta.

Das Gerangel von und bei Zuständigkeiten der Verwaltungen der jeweiligen Hilfe- und Unterstützungssysteme ist für die Anspruchsberechtigten ein Desaster. Wenn wir es nicht besser wüssten, könnten wir zu der Ansicht gelangen, hier werden künstlich Hemmnisse aufrechterhalten.

Die Diagnosestellung ist allgemein die beste Eintrittskarte in die sozialen Hilfesysteme der Gesellschaft. Zugleich kann sie als eine massive Beleidigung der Personen angesehen werden, die von dieser Diagnosestellung betroffen sind. Und „eindeutig“ sind Diagnosen doch nur, weil sie auf einseitigen Deutungen beruhen.

Der Verwaltung ist allein mit Energie nicht beizukommen. Hier gilt es, sich im Dschungel des Leistungs- und Verwaltungsrechts schnell zurechtzufinden und die eigene schriftliche und mündliche Kommunikation anzupassen an die Logik der Systeme und deren Blickwinkel teilweise mit zu übernehmen.

In den Ämtern und Einrichtungen lassen sich leider nicht etwa „Anleitungen für den Umgang mit unserer Organisation“ finden. Ihre Logiken und Funktionen sind den Betroffenen unbekannt bis fremd. Auch darauf beruht die Expansion der Sozialen Arbeit und der angeschlossenen Beratungsformen. Wir finden hier nur Personen mit unterschiedlichem Engagement, mit unterschiedlichem Erfahrungswissen

und unterschiedlicher Belastung, deren Verhalten oft dem von „Symptomträgern“ ähnelt. Ob Teams oder Familien: Soziale Systeme können sich nur selbst behindern - sie reißen freilich die beteiligten Personen mit hinein in die Folgen ihrer Operationen.

Der Junge hat bis heute keine Freunde unter den Mitschülern. - Eventuell ist er nicht ganz unbeteiligt an dieser Situation? - Er ist immerhin den ganzen Tag hier und es ist gar nicht okay, wie sich die Schule aus der Verantwortung zieht.

Die heutige Kindheit und Jugend lässt sich als Schulkindheit bezeichnen. In der Kalenderwoche sind die Kinder an fünf Tagen bis zu acht Zeitstunden an der Schule. Hier finden gruppenspezifische Prozesse statt, werden Regeln und Werte sich angeeignet, Freundschaften geschlossen oder kommen gar nicht erst zustande. Hier erwachsen dem Bildungssystem und seinen Schulen neben dem Bildungsauftrag weitere Aufgaben. Die Vielfalt und Unterschiedlichkeit von Lebensführungen und Lebensformen nehmen weiter zu. Diese Heterogenität und die damit aufgeworfenen Unterschiede und sich darauf beziehende gruppenspezifische Prozesse könnten bestenfalls begleitet und moderiert werden. Sie können nicht den Heranwachsenden einfach überlassen bleiben.

Lehrerinnen und Lehrer allerdings sind weder dafür ausgebildet, noch werden ihnen die Ressourcen zugestanden, die für eine gemeinsam mit den Schüler/innen zu veranlassende Arbeit an der Gruppe der Klasse selbst nötig sind. Trotz der sich verbreitenden schulbezogenen sozialen Arbeit sind längst nicht alle Notwendigkeiten ausgeschöpft, ein gemeinsames Lernen am Sozialen und für das Soziale zu etablieren.

Inklusion ist uns an unserer Schule wichtig.- Wenn das stimmt, warum findet sie dann ohne uns statt?

Inklusion als vielfältiges und anspruchsvolles Konzept der Umgestaltung von Trägern, Unternehmen und Organisationen hin zu einer stärkeren Berücksichtigung der Bedürfnisse von Menschen unterschiedlichster Kulturen, Lebensformen und Ausstattungen mit biopsychosozialen Ressourcen ist weder denkbar noch machbar ohne die von Anfang an intensive Beteiligung der Adressat/innen an diesem Umbau der Institutionen.

Völlig unterschätzt von den verantwortlichen Akteuren in Politik und Verwaltung wird der damit verbundene Aufwand. Dialogische, transparente, wertschätzende und konstruktive Kommunikation braucht ihre Zeit. Sie braucht Vor- und Nachbereitung. Kommunikation gerade auch an kritischen Stellen lässt sich nicht verdichten.

Das Qualifikations- und Arbeitsprofil der pädagogischen Fachkräfte und der Lehrpläne wäre zu verändern in Richtung Orientierung an der Lebensführung, der

Lebenswirklichkeit von Familien und ihren Potenzialen. Aufgaben in der Lehre werden bestenfalls zunehmend begleitet durch Aufgaben in der Gestaltung von Gruppenprozessen, Familienarbeit und Abbau von Barrieren und Hemmnissen für nicht ausgrenzenden Unterricht und diesbezügliche Förderung von Kindern und Jugendlichen mit besonderen Talenten und Fähigkeiten.

Dieser Blick richtet sich zunehmend auf die Schule in ihrer gesellschaftlichen Funktionswahrnehmung in der heutigen, funktional differenzierten und plural gewordenen, transkulturell werdenden Gesellschaft. Bildung darf nicht mehr reduziert werden auf die Akkumulation von Wissen, um sich die Welt hinzurichten, sie auszuschöpfen und beherrschen zu wollen. Ein mehrperspektivischer Ansatz achtet auf den forschenden Dialog (Was wollt ihr lernen?), die wertvolle Balance von Widersprüchen (Wie gehen wir damit um?) und die wechselseitige Verbundenheit (Wie hängen wir voneinander ab?). Das heutige Schulsystem ignoriert die Komplexität seiner gesellschaftlichen Aufgaben. Weit passender wäre weniger MINT (Mathematik, Informatik, Naturwissenschaften und Technik) und mehr „GIVE“ (Gesellschaft, Inklusion, Verbundenheit, Empathie).

Wirklichkeit und Möglichkeit

FAS-Kinder sind echt peinlich. Kann ich andere Geschwister kriegen? - Kann ich eine andere Frage kriegen?

Das Schämen scheint ein menschliches Grundgefühl zu sein und zu bleiben. Dies gilt trotz der Pluralisierung der heutigen Gesellschaft und ihrer alten und neuen Medien, in denen und mit denen die Schamgrenzen zu verfallen scheinen. Das Erkennen der Scham als etwas, das von jemandem Besitz ergreift, ist Voraussetzung für das Reflektieren der Scham im Erkennen. Wirklichkeit und Anspruch, Sein und Sollen klaffen auseinander. Ein Aphorismus von Nietzsche lautet: „Der Reiz der Erkenntnis wäre gering, wenn nicht auf dem Weg zu ihr so viel Scham zu überwinden wäre“.

Welche Scham könnte das sein, die im gemeinsamen, pädagogisch eingeleiteten mehrperspektivischen Erkennen zu überwinden ist? Kann die Scham womöglich überwunden werden mit einer Schamlosigkeit gegenüber dem Zu-Erkennenden? Wie wäre es möglich der Welt, die uns schämen lässt, ihren Normalitäts-Schleier herunter zu reißen und sie in ihrer Borniertheit und Selbsterhöhung mit sich selbst und den Folgen ihrer Ausgrenzungen zu konfrontieren?

Ich schäme mich oft für das, was ich tue, weil ich gar nicht weiß, warum ich es tue. - Ist es nicht genauso schlimm, etwas zu tun und zu wissen, es ist nicht das Richtige?

Kindern und Jugendlichen mit der Diagnosestellung FASD wird nachgesagt, sie würden impulsiv handeln und ohne die Berücksichtigung der Folgen ihres Handelns. Später schämen sie sich für die Verletzung von Menschen, Tieren oder den angerichteten Schaden an Dingen. Dies hat gewissermaßen einen pädagogischen Wert. Doch wer sich zu oft schämt, wird nur wenig Selbstwertgefühl entwickeln können, zieht sich zurück, entwickelt Aversionen und wird ungesellig, mit anderen Worten „exkludiert sich selbst“ und das mit gutem Grund!

Pädagogische Fachkräfte haben daher darauf zu achten, möglichst viele Situationen zu begleiten oder zu erzeugen, die eine Ausbildung, Weiterentwicklung und das gemeinsame Bestaunen bzw. Besprechen von Fähigkeiten ermöglicht. Hier braucht es jedoch die Kompetenz der gemeinsamen Vorwegnahme zum Herstellen künftiger Ereignisse und der gemeinsamen Vorbeugung als Kompetenz der Vermeidung künftiger Ereignisse.

Ich will nicht nur wollen dürfen, ich will auch erreichen können. - Das Leben ist kein Ponyhof, Frau Müller. - Sicher, sicher.

Die Gesellschaft und ihre Individuen sind in Bewegung, sind unruhig. Die Selbstbeschreibungen der Gesellschaften wecken große Erwartungen. Die Rede ist von sozialem Wandel, mehr Beteiligung, Digitalisierung, besserer Bildung, größerer Nachhaltigkeit oder vom Anspruch auf Menschenrechte einschließlich der Rechte von Kindern, Menschen mit Behinderungen oder alten Menschen. Auch die Mitarbeiter/innen in den Jugendämtern, Sozialämtern und Gesundheitsämtern möchten größtenteils gerne dabei helfen, diese Ansprüche umzusetzen. Daran wird kein Zweifel bestehen.

Sie allerdings sind ebenfalls in ihrer Wirksamkeit eingeschränkt durch eine Vielzahl von unterschiedlichen Regelungen und Verfahrensvorschriften, die sich wechselseitig zuungunsten der Anspruchsberechtigten hemmen. Die Zusammenführung der Leistungen für Kinder und Jugendliche (bzw. Mädchen und Jungen) mit und ohne Behinderung im SGB VIII unter dem Dach der Jugendhilfe zu vollziehen scheint unüberwindbar große Schwierigkeiten zu machen.

Es geht um den Umbau allzu „träger Träger“ von sozialen Leistungen, die nicht nur lediglich „gewährt“, sondern rechtsgemäß eingefordert werden, hin zu agilen Organisationen, die dies umsetzen können.

Ich habe den Eindruck, keiner hier auf dem Amt kennt sich mit dem FASD aus. - Dazu sage ich jetzt mal nichts! - Es wäre aber gut, wenn Sie was sagen würden. Ich fühle mich gerade ganz hilflos und allein gelassen.

Organisationen haben viel Zeit, zumindest mehr als Menschen in ihrer zeitlichen Endlichkeit. Es dauert leider zu lange, bis in Organisationen und bei Trägern In-

formationen verarbeitet werden und konkrete Entscheidungen getroffen werden. Die Zeitregime von Organisationen und Menschen sollten vielmehr aufeinander abgestimmt werden. Es sind nicht nur die Adressatinnen, sondern auch die Mitarbeiterinnen, die sich - ohne konkrete Hilfemöglichkeiten geben zu können - alleingelassen fühlen. Diese Gefühle und Schwierigkeiten der Hilfe-Stellung sollten bestenfalls professionell aufgearbeitet werden.

Es sind die Mitarbeiterinnen in den Beratungssituationen, vor den Heftern und Akten und im Angesicht der Familien, deren Wissen gerade von den staatlichen Organisationen zu wenig wertgeschätzt, anerkannt und berücksichtigt wird. Es gibt zu viel „Von oben nach unten“ und zu wenig „Von unten nach oben“ und „Miteinander“. Immer noch ähnelt das heutige Jugendamt in seinen internen organisatorischen Strukturen mehr einer preußischen Militärabteilung als einer lernenden, Feedback und Beteiligung nach innen und außen aktiv befördernden Organisation.

Was meinen Sie, warum hinken so manche Jugendämter der Zeit hinterher? - Wie viel Zeit habe ich zur Beantwortung dieser Frage?

Jugendämter stecken in der Zwickmühle zwischen sozialem Wandel und staatlicher Sozialpolitik, die oft zu spät oder gar nicht kommt. Selten werden sie geführt von Personen mit einer anwendungsorientierten sozialwissenschaftlichen Grundausbildung. Verwaltungswissenschaft als sogenannte Realwissenschaft zähle ich nicht dazu. Bei „Sozialmanagement“ lässt sich streiten, inwiefern diese Ausbildung dazu befähigt, Probleme der Lebensführung als Ausdruck einer überlasteten Kopplung zwischen Gesellschaft, ihren Teilsystemen und Individuen zu lesen und dementsprechend lösungsorientiert und zeitnah zu handeln.

Der Sinn der angewandten Sozialwissenschaft besteht vielleicht gerade darin, die von der Gesellschaft ausgelassenen Möglichkeiten zu entdecken, gemeinsam zu reflektieren und als passend erlebte, hilfreich wirkende und gleichwohl zeitlich begrenzte Angebote zu entfalten. Aber die Auswahl der Mitarbeiterinnen passt dazu nicht. Sie folgt eher dem Schema, korrekte, funktionierende und nicht allzu kreative Mitarbeiterinnen zu finden, denn Kreativität behindert grundsätzlich die Routinen eines nach preußischen Ordnungsvorstellungen waltenden Amtes.

Ich bin kein Einzelfall, ich kenne viele wie mich. - Wer seid Ihr? - Wir haben FAS, die meisten wurden auch adoptiert. Und wir alle wuchsen auf in einem Meer von Lügen und nicht gehaltenen Versprechen.

Viele der Kinder und Jugendlichen mit der Diagnosestellung FASD wurden gleich oder später in Pflegefamilien oder Adoptionsfamilien untergebracht und sind dort aufgewachsen.

Sicherlich die bedeutsamste Lebenslüge war die, zu ihrer Herkunftsfamilie oder ihren Eltern zurückgehen und sich ihrer Liebe versichern zu können. Die zweite große Lebenslüge, mit der sie zurechtkommen mussten, war die Lüge, dass es besser werden würde mit den Schwierigkeiten, mit anderen umzugehen oder in der Schule zurechtzukommen. Denn solange an einem vorwiegend defizitorientierten, somatischen Menschenbild und einer daran angeknüpften Heilkunde festgehalten wird, wird es nicht besser werden.

Kinder und Jugendliche mit FASD bzw. den damit erkannten kognitiven Beeinträchtigungen können nicht geheilt werden. Von einem pädagogischen Standpunkt aus brauchen sie nicht geheilt, sondern vielmehr *angenommen, verstanden und in nicht ausgrenzender Form gefördert zu werden*.

Der hier entscheidende Gesichtspunkt ist die Reflexion eigener gesellschaftlicher bzw. sozialer Aufgabenstellungen in Unterscheidung und im Unterschied zu den Aufgabenstellungen anderer Professionen bzw. anderer informell wichtiger Rollenübernahmen.

Mit Bezug auf insbesondere diese biopsychosozialen Aufgabenstellungen *im Sozialen* sind Kompetenzen zu entwickeln, Netzwerke zu knüpfen, einerseits also Brücken zu bauen und andererseits ein Streben nach Dominanz (einer Perspektive) zu vermeiden.

In der Klasse ist das Kind unerzogen, zappelt und stört, quengelt. - Wirklich immer? - Naja, gut, nicht immer, bei passenden Aufgaben arbeitet es z. T. gut mit.

Jeder Mensch hat ein anderes Bewegungsprofil und dieses Profil ist nach heutigen Gesichtspunkten biopsychosozial. Menschen bewegen sich körperlich, gedanklich und sozial mit Blick auf die gerade unterhaltenen Beziehungen. Der Grund dafür ist Energie, mit anderen Worten: Bewegungen, Operationen, Prozesse.

Die körperliche Bewegung setzt Energie frei, die aus dem Körper stammt. Die psychische Bewegung setzt Energie frei, die aus psychischen Systemen stammt, also von Gedanken und Gefühlen, die sich von Moment zu Moment ändern und von daher ihre Energie beziehen. Die Art und Weise der Teilnahme an sozialen Systemen, deren Herausforderungen und Erwartungen, setzen ebenfalls Energie frei.

Die Aufgabe von Eltern und pädagogischen Fachkräften besteht also darin, diese Energieimpulse zu kennen, gegebenenfalls vorherzusagen, sich darauf einzurichten, indem Kontexte und Situationen bereitgestellt werden, in denen diese Energie auf gemeinsam positiv und wertvoll erlebte Weise genutzt werden kann.

Das Motto lautet, dass das Verhalten von Personen kontextabhängig ist. Ändern wir die Kontexte, ändert sich das Verhalten. Wenn in diesen Situationen erfüllba-

re Aufgaben gestellt werden, werden sich unbekannte Potenziale und neue Fähigkeiten zeigen.

Wie wir diese als „passend“ oder „begrenzt“ einschätzen, teilt nur etwas darüber mit, wie wir mit unserer Wirklichkeit und den uns anvertrauten Personen tatsächlich umgehen.

Wir müssten rauskriegen, was ihnen wirklich fehlt-Müssten wir nicht eher rauskriegen, was sie selbst wollen und tun können? - Ist Ihnen eigentlich klar, was Sie da sagen?

Aus einer pädagogischen Perspektive fehlt Menschen nichts. So wie sie sind, sind sie vollständig und nicht etwa nur Teile eines jedoch nicht vorhandenen Ganzen. Gleichwohl brauchen wir zur Ausbildung und Beförderung von Fähigkeiten etwas voneinander. Doch wozu?

Stellen wir uns Fähigkeiten und Eigenschaften als Kräfte oder Vektoren vor, die in bestimmte Richtungen weisen. Diese Richtungen verweisen auf Werte, Wünsche, Erwartungen und Bedürfnisse. Es ist der Wunsch, diese zu erreichen und kleinere oder größere Schritte zu unternehmen, um diesem mit jedem Schritt zurückweichenden Richtungshorizont näherzukommen.

Wollen wir die Menschen, mit denen wir zusammen leben und arbeiten, wirklich ernst nehmen, sollten wir uns bestenfalls fragen, was sie für heute und für morgen für sich und ihre Bezugspersonen möchten. Es ginge also nicht zuerst darum, sie zu fragen, ob unsere Angebote für sie passend sind, sondern zuerst ausgehend von deren Wünschen passende „Angebote der Befähigung“ („Garten der Fähigkeiten“) zu entwickeln und dann erst auf ihre Passung hin - gemeinsam - zu bewerten.

Zweifellos sind dies Aufgaben für Organisationen und Kulturen, die zum größten Teil erst noch geschaffen werden müssen. Für die Gesellschaft des 21. Jahrhunderts entsteht hier die Notwendigkeit der Reflexion, welche Maßstäbe sie an die Sinnhaftigkeit ihrer eigenen Lebensführung anlegt. Ist es der Wunsch nach immer mehr schnell erreichbarem Lebenskomfort auf maschineller-digitaler Basis oder ist es der Wunsch nach wertvollen Beziehungen, in denen erst Menschen das in ihnen angelegte Potenzial auf eine Weise entfalten können, die den Lebenskomfort gravierend mitbeeinflusst?

Mein Leben könnte doch auch anders sein. - Klingt interessant. Was werdest Du gerne ändern? - Ich würde gerne mehr Zeit zum Lernen haben wollen, wenn das in Ordnung ist.

Wir haben den Menschen zuzutrauen, dass sie wünschenswerte Veränderungen in ihrer Lebenswirklichkeit und Lebensführung mit sozialen Anforderungen in Einklang bringen können. Unsere eigenen Erwartungen an Normalität und Rationalität sind nur die, die sich in einem Prozess von Macht-Handeln und Ohn-

macht-Erleben durchgesetzt haben. Wenn wir sehen, in welchem rasanten Tempo die Weltgesellschaft den Planeten ausbeutet und demoliert, kann in uns der Wunsch aufsteigen, dieses Tempo genauso rasant zu verlangsamen, etwa in Reflektionszonen und Entschleunigungs-Kontexten.

Eine wertgeschätzte Lebensführung ist nämlich in Entwicklung und Prozess an zwei untrennbar miteinander verbundene Aspekte geknüpft. Der erste Aspekt der Entwicklung verweist auf bestimmte Fähigkeiten und Kompetenzen, auf die jemand zurückgreifen möchte. Der zweite Aspekt von Prozess verweist auf die Art und Weise, diese Fähigkeiten und Kompetenzen zu erlernen. Die Formen des Lernens schaffen zugleich die Ziele, auf die sich das Lernen richtet. Nur unter Zeitdruck und Dauerstress erfüllbare Lernziele werden Fähigkeiten und Kompetenzen begünstigen, die sich auf die Vermeidung des Lernens selber richten.

Ich wüsste nicht, was wirklich dagegenspricht. Was noch, was würdest Du noch gerne ändern? - Ich würde mich gerne mehr bewegen dürfen im Alltag.

Menschen mit ihrer jeweils unterschiedlichen biopsychischen „Erstausstattung“ nutzen Räume, Orte und Zeiten auf jeweils unterschiedliche Weise. Dies ist eine Binsenweisheit selbst in wissenschaftlicher Perspektive. Es wäre interessant herauszufinden, wann und wie sich in der heutigen westlich-liberalen Gesellschaft, Staat und Politik die Ansicht gefestigt hat, für die sogenannte Gleichbehandlung von Menschen würde es reichen, dass ihnen gleiche Lebensverhältnisse zuteilwürden. Menschen und Familien sind jedoch außerdem auf „Lebenschancen“ angewiesen.

„Lebenschancen“ verweist auf die sozial und gesellschaftlich organisierte Bereitstellung von Angeboten, um überhaupt erst Fähigkeiten entwickeln zu helfen, die in der Gesellschaft zu entdeckenden Möglichkeiten zu nutzen bzw. gegebenenfalls zur Verbesserung der sozialen und gesellschaftlichen Teilnahme zu verändern. Ein so wertgeschätztes Leben entwickelt sich vom Menschen und nicht von der Gesellschaft aus. Die Gesellschaft selber „hat“ keine Bedürfnisse, die zu decken wären, sondern Erwartungen, die enttäuscht werden könnten. Sie wird damit schon zu recht kommen.

Warum sollte das nicht machbar sein? Und was noch, was würdest Du noch gerne ändern? - Ich würde gerne meine Mutter kennenlernen. - Das verstehe ich sehr gut. Wenn wir einmal die Perspektive dauerhaft eingerichtet haben auf die Bedürfnisse unserer Mitmenschen und Mitarbeiterinnen, kommt ein Strom ins Fließen. Es ist, als wenn ein Staudamm bricht und das zurückgehaltene Wasser in den ausgetrockneten Boden leitet.

Die heutigen Humanwissenschaften haben eine Reihe von sogenannten Grundbedürfnissen und Entwicklungsaufgaben für Menschen identifiziert. Das psychosoziale Wohlbefinden ist abhängig von der Erfüllung von Bedürfnissen, zum Beispiel nach emotional tief gehenden Beziehungen zu stabil vorhandenen Bezugspersonen.

Insbesondere sehr junge Menschen sind existenziell auf diese Beziehungen angewiesen. Und auch sie möchten ihre Umwelt verstehen, vorhersagen und beeinflussen können. Sie möchten wissen, wer ihre leiblichen Eltern sind und wie es dazu gekommen ist, dass die „Dinge“ so sind, wie sie jetzt sind. In der mittleren Kindheit (ca. 6-11 Jahre) sind folgende Entwicklungsaufgaben relevant:

- Schrittweise Einübung körperlicher Geschicklichkeit und Leistungsfähigkeit,
- schrittweiser Erwerb von Kulturtechniken, Lernhaltungen und Umgang mit schulischen Erwartungen,
- zunehmende Selbstständigkeit im Lebensalltag, um immer mehr Alltagsentscheidungen selbstständig zu treffen,
- langsam zunehmende Verantwortung in der Familie oder der Schule,
- Aufbau und Abbau von zufriedenstellenden Freundschaften mit Gleichaltrigen,
- Entwicklung eines positiven und realistischen Selbstbildes,
- Zunehmende Orientierung an sozialen Regeln, Normen und Gesetzen.

Für pädagogische Fachkräfte erwächst daraus nicht zuerst eine Handlungs-, sondern eine intensive Beobachtungsaufgabe:

- Wie beobachte und dokumentiere ich die Entwicklung in den verschiedenen Bereichen,
- wie kann ich Entwicklungsschritte würdigen,
- was kann ich in den Situationen und Kontexten verändern, um individuelle Entwicklungswünsche und soziale Anforderungen miteinander zu versöhnen?

Gibt es noch etwas, was Du gerne ändern würdest? - Ich möchte mit Geld umgehen können. - Hm. Was könnte Dein erster Schritt dahin sein?

Entwicklung verläuft nicht in Stufen. Stufen sind von Beobachtern gemacht, um Entwicklungsschritte zusammenzufassen zu sich mehr und mehr vom Einzelnen entfernenden Klassifizierungen. Sie sind nicht selber Entwicklung. Entwicklung wird nur als Unterschied (passiv) bzw. Unterscheidung (aktiv) wahrnehmbar. Diese können durchaus sehr fein sein.

Wenn Unterschiede aktiv hergestellt werden sollen, sind sie mit Schritten in bestimmte Richtungen vergleichbar. Der erste Schritt ist hier entscheidend. Es sollte ausdrücklich nichts Großes oder Außergewöhnliches sein, sondern sogar absichts-

voll ein möglichst kleiner Schritt. Nur so können pädagogische Fachkräfte oder Eltern sicherstellen, dass etwa Heranwachsende diesen Schritt auch schaffen können.

Okay, was Letztes noch, was würdest Du noch gerne ändern? - Ich würde gerne meine einmal gefassten Pläne umsetzen und nicht sie einfach vergessen oder mich abbringen lassen. - Ich helfe Dir, wenn Du das willst.

Wir sind alle auf soziale Unterstützung angewiesen, um unsere Wünsche umzusetzen. Selbstverständlich haben auch Personen mit der Diagnosestellung FASD ihre je individuellen Wünsche und selbstverständlich sind sie dazu auf unsere Unterstützung angewiesen. Sie brauchen Unterstützung darin, sich eigene Wünsche bewusst zu machen, sie sagen zu dürfen und hierbei nicht allzu oft enttäuscht zu werden.

Allerdings ist Hilfe, die nicht gewünscht ist, keine Hilfe, sondern eine Zumutung, ja vielleicht sogar eine Kränkung. Vielleicht hilft es den pädagogisch Verantwortlichen, ihre/n Klient/in als die Person anzusehen und zu würdigen, die ihre größtmögliche Wertschätzung verdient, einfach, weil sie diese braucht, um sich zu entwickeln. *Wie würde jemand mit Ihnen sprechen und umgehen, der Ihnen die größte Wertschätzung, die einem Menschen möglich ist, zukommen lässt?* Seien Sie versichert, dass der Versuch, die Antwort auf diese Frage direkt in die nächsten Interaktionen zu übersetzen und vor allem beizubehalten, misslingt. Versuchen Sie es jedoch trotzdem immer wieder. Was passiert in der Interaktion? Was verändert sich dadurch? Lassen Sie uns raten: Sie verlangsamt sich?! Durch eine solche selbstkritische Haltung des Innehaltens lässt sich vielleicht auch das so oft gegebene pädagogische Machtgefälle überbrücken, sei es zwischen Eltern und Kindern oder pädagogischen Fachkräften und ihren Klientinnen.

Wir wissen nicht, was wir nicht wissen (über „FASD“) und nicht einmal das wissen wir zu nutzen für die vielen Gestaltungsmöglichkeiten, die in jeder Beziehung angesiedelt sind.

Mit Menschen umzugehen, bedeutet, mit Nichtwissen (äquivalent: Unwissen, Ignoranz) umgehen zu können. Wir können uns ja wechselseitig nur über das Medium von Kommunikation in Verbindung setzen. Weder können wir Ihre Gefühle lesen noch wissen, was in ihrem Kopf vorgeht.

Für die Gegenrichtung gilt das Gleiche. Soziale Interaktionen gründen demnach nicht auf eine Art vorher verabredetem Konsens und geteiltem wahren Wissen über einander, sondern auf Nichtwissen. Die Interaktion könnte jederzeit auch anders verlaufen, als sie es tut. Auf wahren Wissen lässt sich nur bestehen und damit das Nichtwissen gleichzeitig abwerten, wenn an der Unterscheidung von konstruierter Realität und nichtkonstruierter Realität zugunsten der Letzteren festgehalten wird.

Nichtwissen als andere Seite der Unterscheidung von Wissen kann jedoch produktiv entfaltet werden, und zwar als eine Menge unbekannter Handlungs- und Beobachtungsmöglichkeiten. Sie kennen vielleicht das Phänomen der nachträglichen Beobachtung von Interaktionen, an denen zum Beispiel Sie selbst beteiligt waren und bei denen Sie sich fragen, weshalb die Beteiligten ausgerechnet so und nicht anders gehandelt haben?

Das wichtigste Instrument eines biopsychosozialen, notwendig also transdisziplinären, Herangehens ist nicht das Stethoskop des Mediziners, nicht das Fernglas des Soziologen oder das Teleskop des Philosophen, sondern das Kaleidoskop, das nur im Dialog entstehen kann.

Um den Menschen und ihren Familien, die z. B. von der „Diagnosestellung FASD“ betroffen sind, gerecht zu werden, ist eine transdisziplinäre, biopsychosoziale Herangehensweise notwendig.

Jedes Ereignis ist ein Mehrfach-Ereignis. Nehmen wir ein Sprachereignis. Heranwachsende mit der Diagnosestellung FASD lernen in einem anderen Tempo. An Worte, Begriffe oder Doppeldeutigkeiten aus dem sozialen System kann nicht angeschlossen werden. Das Nichtverstehen führt zu psychischem und physischem Stress.

Ähnlich verhält es sich bei zu vielen Veränderungen in der Umwelt. Wir benötigen die medizinische, die psychische und die soziale Perspektive auf das Leben und die Lebensbereiche von Menschen mit FASD und haben diese zusammen mit den Beteiligten zu einer gemeinsam wertgeschätzten Lebensführung zu integrieren.

In diesem Zusammenspiel von informeller und formeller, von lebensweltlicher und professioneller, von transprofessioneller und transdisziplinärer Kommunikation entsteht das oben genannte Kaleidoskop.

Ein Phänomen birgt nur so viele Facetten wie Leute, die es betrachten.

Das Kaleidoskop und die Phänomene, die es erzeugt, sind an die Beobachtungsmöglichkeiten der Leute gebunden, die es einsetzen möchten. Ein Blickwinkel ist nicht lediglich ein Blick aus dem Winkel, ebenfalls nicht nur eine zusätzliche Perspektive, sondern eine Quelle für neue Unterscheidungen und Verknüpfungen.

Das mehrperspektivische Arbeiten bezieht neben den Perspektiverl eines oder mehrerer Betroffener weitere Perspektiven ein, z. B. die der Mitglieder des sozialen Systems der Betroffenen und die der beteiligten Fachkräfte. Deren Beobachtungen, ihre Interaktionen und wechselseitige Bezogenheit sind die Grundlage für die Beantwortung der Frage „Was klappt schon gut und was könnte mehr helfen“.

Ohne bewusste Handlungs-Regeln geht es nicht: Für das kommunikative Handeln mit von FASD betroffenen (heranwachsenden) Menschen lassen sich acht Leitsätze entwickeln.

1. Sprich in einfachen Begriffen und kurzen anschaulichen Sätzen.
2. Verändere die Umgebung nur, wenn es sein muss (etwa zum nächsten kleinen Lern-Schritt).
3. Werde nicht müde, zu lehren und wieder zu lehren.
4. Bau so viele Alltags-Routinen wie möglich ein.
5. Eine einfach gehaltene Umgebung ist die beste Lernumgebung.
6. Bleib klar in dem, was du sagst.
7. Drei Dinge zählen besonders: Struktur, Struktur, Struktur.
8. Wenn etwas gut funktioniert, mach mehr davon.

Wie geht das mehrperspektivische Arbeiten?

Mehrperspektivisches Arbeiten bedeutet, der Möglichkeit der Nichtnotwendigkeit der Richtigkeit und der Unmöglichkeit der Unabhängigkeit der eigenen Perspektive gewahr zu werden. Hier geht es mit anderen Worten darum, sich der Erkenntnis zu stellen, dass die eigene Perspektive unvollständig oder falsch sein kann und dass sie abhängig sein kann von Kulturen, Wertmaßstäben, Milieus, Situationen, beruflicher Sozialisation und biografischen Werdegängen und -verläufen.

Mehrperspektivisches Arbeiten versucht in moderierten Prozessen der intersubjektiven Beschreibung, Erklärung, Auswertung von Problemen und Ressourcen verschiedene Unterstützungsformen interaktiv so aufeinander abzustimmen, dass dialogisch mit den Adressatinnen und Adressaten erarbeitete Ziele, Aufgaben und Schritte realisiert und dahingehend ausgewertet werden.

Mehrperspektivisches Arbeiten in seinen Schritten prozessiert kreisläufig und realisiert sich in Netzwerken. Je nach Ressourcenausstattung der involvierten Organisationen findet es nieder- oder hochfrequent, jedenfalls regelmäßig und unter übergeordneter Regie statt.

Gemeinsame reflexive Auseinandersetzung über die eigene Erkenntnisweise

Den ersten Schritt im mehrperspektivischen Arbeiten bildet die gemeinsame Auseinandersetzung mit sich selbst, wie eigentlich unterschieden und differenziert wird, wie wir uns selbst in unserem Erkennen und Wissen (= Nichterkennen und Nichtwissen) und dessen mitunter problematischen Nebenfolgen begreifen können.

Ein Beispiel zum eingeeengten Handeln trotz Erkennen: Zwar kennen Fachkräfte vielleicht unterschiedliche erkenntnistheoretische Zugänge. Sie bevorzugen oft diejenigen, mit denen sie am meisten vertraut sind, und üben diese ein. Und es genügt auch nicht, diese verschiedenen Zugänge lediglich zu kennen, wir müssen diese Perspektiven in der Praxis auch anwenden und vor allem die dazu passenden Methoden fachlich richtig nutzen.

Ein weiterer zur Bescheidenheit hinführender Baustein betrifft den eigenen aufrichtigen Umgang mit Nichtwissen: Wir wissen nicht, was wir nicht wissen, und nicht einmal das wissen wir zu nutzen für die in der Hilfedurchführung liegenden Gestaltungsmöglichkeiten der Akteure, zu denen wir auch selbst gehören.

Ergebnisoffenes Übernehmen der Sichtweisen der anderen

Der zweite Schritt ist das mehrperspektivische Wahrnehmen, begriffen als das ergebnisoffene Übernehmen der Sichtweisen Anderer. Solange jemand die Welt nur aus der eigenen Perspektive sieht, wirkt sie kontinuierlich in ihrem Bestand, fix, um nicht zu sagen statisch. Versuchen wir allerdings probeweise einmal, den eigenen begrenzten Tätigkeits- und auch Weltausschnitt zu transzendieren (zu übersteigen, zu verlassen) und tun dies nicht nur mental, sondern vielleicht auch mit einer körperhaften Aufstellung im Raum (eben „biopsychosozial“), verändert sich das Bild. Mindestens führt dies zu einem unterschiedlichen Erleben von Rollen und der Wahrnehmung der entstehenden Widersprüche.

Wir können diese Widersprüche als Ambivalenzen (Widersprüche, Gegensätze, Konflikte, Mehrdeutigkeiten) thematisieren und bearbeiten. Ambivalenzen sind selber ambivalent, da sie einerseits - defizitorientiert - einen Moment der Unfähigkeit zu entscheiden bezeichnen, andererseits jedoch auch das Potenzial (von Beobachtern) anzeigen, in ihrem aktuellen Tun (und Unterlassen) innezuhalten und es kontextbezogen zu reflektieren.

Weiterhin führt diese Arbeitshaltung jedoch auch zu einer grundlegenden Relativierung der eigenen Perspektive, Position und Haltung. Relativierung meint hier, dass die Einnahme einer quasi irrtumsfreien Perspektive durch eine Profession bzw. Disziplin (bzw. Beobachter etc.) nicht mehr möglich ist. Beides - Selbstrelativierung und Aufgabe des alleinigen Wahrheitsanspruches - sind Grundvoraussetzungen der Beteiligten für ihr lösungsbezogenes Zusammenspiel im mehrperspektivischen Arbeiten.

Einnahme einer Position wie von außen

Der dritte Schritt ist die Einnahme der sogenannten exzentrischen Position jenseits der jeweiligen besonderen bzw. spezialisierten Perspektive. Um mehrperspektivisch zu arbeiten, muss eine „wie auswärtige“ Position eingenommen werden können, mit der der Blick „von außen“ auf das ganze Geschehen bzw. die Lebenssituation gerichtet werden kann. Hier - in der Entfernung und Befremdung - ist es leichter möglich, die bisherige Kommunikation nachzuerleben, ihre von innen schwer zu durchschauende und zu unterbrechende Bahn zu punktieren, aus der Distanz zu durchleuchten und - mit Blick auf Wirklichkeit und Möglichkeit - auf Stimmigkeit zu testen.

Diese Distanz führt in der Regel zu einer Zunahme der Optionen: Wir sehen nicht nur die Verantwortung für (unsere) Entscheidungen in neuem Licht, sondern auch die (eigene) Nutzung oder Missachtung von Möglichkeiten. Für das Erreichen der „exzentrischen Position“ stehen eine ganze Reihe von unterschiedlichen und bewährten Methoden und Vorgehensweisen aus dem Bereich „Aufstellungen“ bzw. „Psychodrama“ zur Verfügung.

Gemeinsame Bildung von Anschlüssen

Der vierte Schritt ist die gemeinsame Bildung von Anschlüssen und Zusammenhängen zwischen zentralen Aspekten verschiedener Perspektiven. Hierzu werden Hypothesen gebildet, die die unterschiedlichen Sichtweisen verknüpfen. Diese Etappe kann von den Akteuren nur partnerschaftlich, dialogisch und aushandlungsorientiert gemeistert werden. Hier geht es darum, unter Umständen differierende Erwartungen auszutarieren und in gemeinsam akzeptierbare Ergebnisse und Lösungen für die Nutzerinnen und Nutzer umzumünzen.

Die - manchmal nur inszenierte - Offenheit der Akteure wird hier einem Lackmus-Test unterworfen, dessen Herausforderung in der erhöhten Hinnahmefähigkeit überraschend auftauchender und nicht mehr aus einer Einzelperspektive sich ableitenden Inhalten oder Vorgehensweisen besteht, und der sogar Raum für neue, noch nicht in den Blick gekommene Handlungsvorschläge eröffnet.

Dialogische Perspektivenverschränkung/Hilfeplanung

Sodann kann fünftens zum vorläufigen Schluss in Eigenverantwortung der Akteure eine vorläufige Hilfeplanung und -durchführung kommunikativ gestaltet werden, die mögliche Wirklichkeiten mit zusammen wirklich erreichbaren Möglichkeiten verbindet. In dieser Sicht bedingen sich die hier vorkommenden Problemlösekompetenzen wechselseitig, d. h., sie sind das Ergebnis einer von den Akteuren selbst hervorgebrachten Konstellation und müssen von diesen daher auch selbst verantwortet werden.

Die von ihnen damit praktisch relevante Perspektivenverschränkung bezeichnet insofern eine gemeinsame Erfahrungs- und Erfolgsgeschichte unter nicht zufällig herrschenden Logiken und Werten. Es würde für alle Beteiligten gelten, weit weniger symptom- und defizitorientiert vorzugehen als vielmehr umfassend mehrperspektivisch, d. h. den eigenen Zielhorizont als einen unter anderen zu begreifen. Damit kann - den eigenen Handlungsausschnitt übergreifend - verknüpft gehandelt werden und genau dadurch können die Facetten, Potenziale und Ressourcen aller Beteiligten gemeinsam aufgespürt und gestärkt werden.

Nutzerinnen und Nutzern kann so ermöglicht werden (und sie haben das verbriefte Recht darauf), möglichst selbstständig und eigenverantwortlich mit komplexen Problemen für sich zurechtzukommen, um den alltäglichen Herausforderungen des Lebens mit größtmöglicher Leichtigkeit, Kreativität und Lebensqualität zu begegnen.